

dtv

»Ich will endlich wissen, was los ist!« Gegen Nachmittag hält Dana die Ungewissheit nicht mehr länger aus und geht zur Polizei: Ihre Mitbewohnerin Nancy ist nach der Weihnachtsfeier spurlos verschwunden. Hat Gary James, der arbeitslose Vater zweier Kinder, etwas damit zu tun, der die junge Frau am Tag vorher im Wohnungsamt bedroht hat? Charlie Resnicks Instinkt lässt ihn jedoch auch in eine andere Richtung ermitteln. Nicht zuletzt deshalb, weil der Detective Inspector Nancy kurz vor Mitternacht als Letzter gesehen und zufällig beobachtet hat, dass ein dunkler Wagen sie erwartete ...

John Harvey, 1938 in London geboren, wurde durch seine Drehbücher für Krimiserien im englischen Fernsehen bekannt. Nach Ansicht vieler britischer Schriftsteller und Kritiker gehören seine Romane zum Besten, was Großbritannien derzeit im Genre Kriminalroman zu bieten hat. Für sein umfangreiches Werk – vor allem Krimis, aber auch Erzählungen und Lyrik – wurde er vielfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem »Diamond Dagger« für sein Lebenswerk. Weitere Informationen zum Autor: www.mellotone.co.uk

John Harvey

Nebel über dem Fluss

Kriminalroman

Deutsch von
Mechtild Sandberg-Ciletti

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Auch wenn dieser Roman in einer Stadt spielt,
die es tatsächlich gibt, bleibt er Fiktion;
sämtliche Ereignisse und Charaktere entspringen
der Phantasie des Autors.*

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

Ungekürzte, neu übersetzte Ausgabe 2010
2. Auflage 2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1994 John Harvey
Titel der englischen Originalausgabe:
›Cold Light‹
(William Heinemann, London 1994)
© 2010 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Deutsche Erstveröffentlichung: München 1996
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung eines
Fotos von plainpicture/Arcangel
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Garamond 9,75/12
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21242-7

Sie löste sich vorsichtig von Gary, der halb auf ihr schlief, und schob sich an die Bettkante. Jeden Abend das Gleiche: Er drehte sich zu ihr herum und legte Arm und Oberschenkel schwer auf sie, drückte sie tief in die Matratze. Es war schlimmer geworden, seit ihnen das Haus zugewiesen worden war. Er konnte ohne sie nicht schlafen. Mit angehaltenem Atem wartete Michelle, bis das Bettgestell aufhörte zu quietschen. Das rissige Linoleum unter ihren Füßen war kalt. Gary seufzte. Sie sah in sein Gesicht, jung im schwachen Licht, der Mund leicht geöffnet. Die Hand hatte sich im Leintuch festgekrallt, seine Augen waren zusammengekniffen. Sie war froh, dass sie seine Träume nicht kannte.

Sie schlüpfte in einen von Garys Pullovern, zog ein Paar seiner Socken an und schlich aus dem Zimmer.

Die Kinder hatten hier oben ein eigenes Zimmer, aber in den letzten Wochen war es dort zu kalt geworden. Eis bedeckte die Fensterscheiben, und ihr Atem plusterte sich in der Luft. Stellen Sie doch einen Ölofen rein, hatten Nachbarn gesagt, auf niedriger Flamme. Aber Michelle wusste von zwei Hausbränden in nächster Nähe seit Winteranfang. Die Feuerwehr war zu spät gekommen, die eingeschlossenen Kinder waren erstickt.

Also legten sie unten im Wohnzimmer immer noch einmal Kohle nach und prüften, ob das Schutzgitter, das sie sich von ihren Eltern ausgeliehen hatten, ordentlich befestigt war. Natalies Kinderbett stellten sie in die Mitte des Zimmers, sobald der Fernseher aus war, und Karl schlief auf dem Sofa, zusammengerollt unter Mänteln und Decken, den Daumen im Mund.

Unten betrachtete Michelle lächelnd die Kleine, die sich gedreht hatte, den Kopf in die untere Ecke des Betts gedrückt, ein Bein zwischen den Gitterstäben herausgestreckt. Sie hob beide Hände zum Mund und wärmte sie an, bevor sie den kleinen Fuß ihrer Tochter behutsam wieder unter die Decke schob. Sie würden beide gewickelt werden müssen, wenn sie aufwachten. Dabei fiel Michelle ein, dass sie selbst wach geworden war, weil sie aufs Klo musste, und sie wappnete sich innerlich für den Besuch des eiskalten Badezimmers, die ehemalige Waschküche, mehr schlecht als recht umgebaut, mit holprigen Steinplatten auf dem nackten Erdboden.

Sie rieb ein kreisrundes Stück des mit Eisblumen überzogenen Fensters blank. Draußen war es noch dunkel, nur zwei, drei bleiche verschwommene Lichter an der Straße waren zu sehen. Wenn sie Glück hatte, konnte sie sich ein Weilchen mit der Zeitung von gestern hinsetzen und Tee trinken, gestohlene Zeit, bevor die Kinder aufwachten und Garys Schritte auf der Treppe zu hören waren.

Resnick war seit vier Uhr wach. So sehr auf nächtliche Störung geeicht, hatte er, so schien es, den Schlaf schon zurückgedrängt und nach dem Telefon gegriffen, bevor er das erste Läuten hörte. Kevin Naylor's Stimme klang undeutlich und seltsam fern. Verärgert musste Resnick ihn mehrmals bitten, zu wiederholen, was er gesagt hatte.

»Tut mir leid, Sir, das liegt an diesem Mobiltelefon.«

Resnick hörte nur Wortfetzen, die auseinanderflatterten wie Stare im frühen Morgenlicht.

»Wählen Sie neu«, sagte Resnick. »Versuchen Sie's noch mal.«

»Hallo? Sir? Ich kann Sie nicht mehr hören.«

Resnick fluchte und unterbrach selbst die Verbindung. Als Naylor noch einmal anrief, verstand er ihn einwandfrei.

Ein Taxifahrer habe zwei junge Männer von der Stadtmitte zu einer Adresse in West Bridgeford fahren sollen. Als sie sich der Lady-Bay-Brücke genähert hätten, habe einer von ihnen ans Fenster geklopft und den Fahrer gebeten anzuhalten, seinem Kumpel sei schlecht, er müsse sich übergeben. Der eine junge Mann sei aus dem Wagen gestiegen und der andere habe den Fahrer mit einer Eisenstange bedroht. Die Kerle hätten ihn aus dem Wagen gezogen und zusammengeschlagen und sich dann mit den Einnahmen des Fahrers aus dem Staub gemacht. Ein Milchwagen habe schließlich angehalten.

»Und die Eisenstange?«, erkundigte sich Resnick.

»Sie wollten sie offenbar in den Trent werfen, Sir, aber sie ist im Schlamm gelandet.«

»Was ist mit dem Fahrer?«

»Er liegt im Krankenhaus, Notaufnahme.«

»Wer ist bei ihm?«

»Die Kollegen von der Streife müssten jetzt dort sein, Sir. Es ist niemand –«

»Graham Millington –«

»Urlaub, Sir. Er und seine Frau wollten verreisen. Zu den Schwiegereltern, glaube ich ...«

Resnick seufzte. Wie hatte er das vergessen können.

»Dann Divine. Ich möchte, dass jemand bei ihm ist, rund um die Uhr. Beim Fahrer, meine ich. Vielleicht bekommen wir noch eine Chance, mit ihm zu sprechen.«

»Ich könnte –«

»Sie bleiben, wo Sie sind.« Resnick kniff die Augen zusammen und sah auf den Wecker auf seinem Nachttisch.

»Ich bin in zwanzig Minuten da. Und sorgen Sie dafür, dass mir keiner mit seinen klebrigen Fingern das ganze Taxi betatscht.«

Zerstreut nahm er die Katze, die es sich auf seinem Schoß gemütlich gemacht hatte, und setzte sie aufs Bett. Beim

letzten Mal war die Waffe ein Baseballschläger gewesen und der Taxifahrer war gestorben. Resnick duschte in aller Eile, zog sich an und ging nach unten, um Bohnen für eine Tasse Kaffee zu mahlen, die er nur zur Hälfte trinken würde, bevor er sich auf den Weg zum Criminal Investigation Department machte.

»Scheiße«, sagte Gary. »Wie spät ist es?«

»Spät.«

»Wie spät?«

»Nach sieben.«

»Das ist doch nicht spät!«

Michelle richtete sich auf und ließ die Kleine in ihren Arm hinuntergleiten. Natalie trank nicht mehr, sie nuckelte nur noch, weil es so schön war.

»Es kommt eben darauf an, wie lange man schon wach ist«, sagte sie.

Gary stand mit gesenktem Kopf an den Türpfosten gelehnt, immer noch in der Boxer Shorts und dem T-Shirt, in denen er geschlafen hatte.

»Ich bin schon vor sechs aufgestanden«, setzte Michelle nach, obwohl er nicht danach gefragt hatte.

»Und das ist natürlich auch meine Schuld«, sagte er so leise, dass sie nicht sicher war, ihn richtig gehört zu haben.

»Was?«

»Du hast mich schon gehört.«

»Wenn ich es gehört hätte, würde ich dann –?«

»Dass du schon so lange auf bist, ist natürlich meine Schuld.«

»Mach dich nicht lächerlich.«

»Was heißt hier lächerlich? Scheiße, sag du mir nicht, ich mach mich lächerlich. Alles andere ist doch auch meine Schuld.«

»Gary ...«

»Was?«

Karl, zwei Jahre alt, der zwischen ihnen saß und Cornflakes mit warmer Milch löffelte, blickte aufmerksam von einem zum anderen.

»Gary, ich habe nie behauptet, dass alles deine Schuld ist.«

»Ach, nein?«

»Nein.«

Mit einer heftigen Kopfbewegung wandte er sich ab.
»Dann hab ich mich also neulich verhört?«

»Ich war wütend, Gary. Mir sind die Nerven durchgegangen. Passiert dir das nie?«

Sie wusste, es war das Dümme, was sie sagen konnte. Seine Finger krallten sich um die Lehne des Küchenstuhls.

»Gary ...«

Vorsichtig stand Michelle auf und ging zu ihm. Er drehte sich von ihr weg, und sie legte ihr Gesicht sachte an seinen Rücken, eine Locke ihres Haars streifte seinen Nacken. Das Baby zappelte ein wenig zwischen ihnen, und Michelle hauchte beruhigende Laute zu dem flaumigen Köpfchen hinunter.

Mit Garys letztem Job auf einer Baustelle, das Geld jeden Freitag diskret bar auf die Hand, war es vor sechs Monaten vorbei gewesen, als die Firma pleite gemacht hatte. Gary war morgens zur Arbeit gekommen und die Baustelle war gesperrt und das gesamte schwere Gerät gepfändet gewesen. Davor hatte er nachts in einer Fabrik gearbeitet, die Plastikstecker für Tischlampen herstellte. Und davor wiederum hatte er Disketten auf den Einband eines kurzlebigen Computermagazins geklebt. Akkordarbeit. Drei Jobs in ebenso vielen Jahren. Mehr als die meisten Leute, die sie kannten, mehr als die meisten.

»Gary?«

»Hm?«

Aber er wusste es schon. Mit der freien Hand streichelte

Michelle ihn durch die gestreifte Baumwolle seines T-Shirts, ließ ihre Finger über seinen Brustkorb zur flachen Mulde des Magens unmittelbar über dem Bund seiner Shorts gleiten. Sie streckte sich, um ihn zu küssen, sein Mund schmeckte leicht sauer vom Schlaf. Hinter ihnen fiel klirrend Karls Löffel zu Boden. Michelle nahm Natalie von der Brust, als sie sich umdrehte, und die Kleine auf Michelles Arm begann augenblicklich zu weinen.

Vom Fluss wälzte sich in Schwaden Nebel durch die Straßen. Das Taxi stand hinter der Absperrung aus gelbem Plastikband, die Tür auf der Fahrbahnseite stand offen. Im Licht der Scheinwerfer von Resnicks Wagen glitzerte Glas auf dem Straßenbelag – wie Eis. Unmittelbar dahinter verengte sich die Straße und führte über die Brücke, und Resnick wusste, dass sich der Verkehr im Lauf der nächsten Stunde in Stadtrichtung stauen würde wie selten: Es war ein Tag vor Weihnachten, für viele der letzte Arbeitstag in diesem Jahr.

Die Leute von der Spurensicherung nahmen die Karosserie des Taxis unter die Lupe, das Wageninnere würden sie später untersuchen, wenn das Fahrzeug abgeschleppt war. Uniformierte Beamte prüften sorgfältig den halbgefrorenen Matsch und durchkämmten das dünne Gras unten am Flussufer, andere gingen den Fußweg ab, der von der Brücke weg zur Stadt zurückführte. Der Fahrer des Milchwagens hatte die beiden Männer beobachtet, wie sie dort den Hang hinuntergerannt waren zur Tankstelle und zur Straße, auf der sie – ja, wohin waren sie auf dieser Straße gelangt? Nach Colwick hinaus, zur Pferderennbahn, oder, linkerhand, nach Sneiton. Aber die Fahrt, so hatte es jedenfalls der Taxichauffeur der Zentrale durchgegeben und in sein Fahrtenbuch eingetragen, hätte auf die andere Seite des Flusses gehen sollen. Bewusste Täuschung, oder waren die Burschen panisch geflohen?

»Sir?« Immer dieser unterwürfige Unterton in Naylor's Stimme, der Resnick anfangs gewaltig auf die Nerven gegangen war. Er hatte gehofft, dass sich im Lauf der Zeit etwas ändern würde. Inzwischen hatte er sich damit abgefunden, so war der Mann eben. Die Kehrseite vielleicht von Mark Divine's großmäuligem Übereifer. Wie hatte Lynn Kellogg Divine beschrieben? Große Klappe und nichts in der Hose? Resnick musste lächeln.

»Sie haben den Taxifahrer auf die Intensivstation verlegt.«
Das Lächeln erlosch: ein allzu vertrautes Muster.

»Mark möchte wissen, ob er noch bleiben oder zurückkommen soll.«

»Er bleibt. Solange die kleinste Chance besteht, dass wir aus dem Mann etwas herausbekommen, bleibt er.«

»Gut, Sir«, sagte Naylor und zögerte. »Nur ...«

»Ja?«

»Ich weiß, es hat nichts – es ist nur, er ist anscheinend ziemlich genervt, dass er die ganze Zeit da rumsitzen muss. Weil doch viele Läden heute früher zumachen und ...«

»... und er gern frei hätte, damit er noch ein paar Weihnachtseinkäufe machen kann?«

»Für seine Mutter, ja«, sagte Naylor, der das nicht eine Sekunde lang glaubte.

»Sagen Sie ihm, er wird abgelöst wie üblich, sobald es möglich ist.«

»Ich sag ihm, dass Sie dran denken werden.« Naylor lächelte breit.

»Wie Sie wollen«, erwiderte Resnick. Ein Mann von der Spurensicherung kam auf ihn zu. Wahrscheinlich konnte das Taxi jetzt auf den Abschleppwagen gehievt und weggebracht werden. Was Divine irgendwelchen Menschen zu Weihnachten schenkte, interessierte ihn zuallerletzt.

Seit Monaten besorgte sie immer wieder einmal etwas für die Kinder. Nein, nein, nichts Besonderes, keine teuren Riesengeschenke. Nur Kleinigkeiten, die ihr gerade gefallen hatten – ein T-Shirt für Karl, knallrot und schwarz, einen Plüschhund für die Kleine, Pfötchen und Nase gelb bestickt, nicht zu groß, schön weich, zum Kuscheln, wenn sie schlief. Michelle war dem Weihnachtssparklub im Laden an der Ecke beigetreten. Ein Pfund die Woche, Gary sagte sie nichts davon, ging nur hinüber, wenn er nicht da war.

Hauptsache, an Weihnachten lag ein Geschenk für die Kinder da, damit sie merkten, dass es ein besonderer Tag war. Natürlich hatten sie beide noch keine Ahnung, worum es eigentlich ging. Dazu waren sie noch zu klein. Aber sie waren auf dem Weihnachtsmarkt gewesen und um den Christbaum herummarschiert, der in einem roten Bottich vor dem Rathaus stand, und hatten zu den bunten Lichtern und dem Stern ganz oben auf der Spitze hinaufgestarrt. Ein Geschenk aus Norwegen oder Schweden oder sonst woher, den Grund dafür wusste offenbar niemand.

Gary hatte ihnen einen riesigen Hotdog gekauft, der von Tomatensoße troff und mit angebrannten Zwiebelringen garniert war. Sie setzten sich auf die Mauer hinter dem Brunnen und aßen ihn gemeinsam, Michelle kaute der Kleinen immer ein Häppchen vor und schob es ihr dann in den Mund. Rundherum wimmelte es von kleinen Kindern an der Hand ihrer Eltern und von größeren Kindern, die in ganzen Rudeln angerückt waren, überall standen Buggys und Kinderwagen. Rundherum zupften Kinder an Ärmeln und Mantelzipfeln. »Dad, krieg ich auch so eines?« »Darf ich da mal fahren?« »Darf ich? Darf ich? Aber warum nicht? Bitte, Mama. Dad.«

Michelle ahnte, dass Karl sich genauso aufführen würde,

sobald er zum erstenmal das Karussell erblickte, die bunt bemalten Pferde in ihrem rhythmischen Auf und Nieder, aber sie kam ihm zuvor. Sie tastete nach Garys Hand und sagte leise: »Schau dir sein Gesicht an, er würde zu gern einmal Karussell fahren.«

»Na, schön«, sagte Gary. »Aber nur das eine Mal.«

Sie blieben vor dem Karussell stehen und winkten ihm zu. Michelle ließ sogar die Kleine mit der Hand wedeln. Karl strahlte, auch wenn er sich nicht sicher genug fühlte, seine Hand vom Sattel zu lösen und zurückzuwinken.

»Ein Schneemann«, sagte Gary später und zeigte auf die Figur mit dem gelben Hut und den gelben Handschuhen vor dem Autoskooter. »Siehst du den Schneemann, Karl?«

»Neemann«, wiederholte Karl aufgeregt. Er kannte Schneemänner aus den Cartoons im Fernsehen.

»Schneemann!« Gary lachte. »Nicht Neemann, du Schwachkopf.«

»Gary«, sagte Michelle, die selbst lachen musste, »nenn ihn nicht Schwachkopf.«

»Neemann«, krächte Karl ausgelassen herumhüpfend, »Neemann, Neemann, Neemann.«

Er verlor das Gleichgewicht und fiel hin, trug eine Beule an der Stirn und eine Schramme an der Hand davon. Wenig später fuhren sie mit dem Bus nach Hause.

Michelle hielt in ihrer Arbeit inne, hob den Kopf und lauschte. Schritte auf der Straße, vielleicht war das Gary. Als das Geräusch sich entfernte, tauchte sie die Hände wieder ins Seifenwasser im Spülbecken, um ein paar Sachen auszuwaschen. Sie hatte Natalie vor einer halben Stunde hingelegt, zum Glück war sie gleich eingeschlafen. Und als sie das letzte Mal nach Karl gesehen hatte, hatte er bäuchlings vor dem Fernsehapparat gelegen, gefesselt von einer Sendung über Löwen. Schön, da war er wenigstens ruhig.

Sie nahm die Kleidungsstücke aus dem Wasser, um sie

in der Schüssel auszuspülen. Sie hoffte, Gary würde sich über das Geschenk freuen, das sie für ihn hatte, ein Torwarthemd. Achtundzwanzig Pfund hatte es gekostet; sie hatten es im Fanshop von Notts County für sie zurückgelegt, achtundzwanzig Pfund minus einen Penny.

Na ja, es war ja nur einmal im Jahr.

Die Tür klemmte, als sie die Wäsche hinausbringen wollte, um sie im Hof aufzuhängen, und als sie mit der Hüfte dagegenstieß, riss unten die Türangel halb aus dem Pfosten.

»Michelle? Bist du da?«

»Ich bin hinten.«

»Mach doch die Tür zu. Es ist ja eisig hier drinnen.« Er blieb abrupt stehen, als er die verdrehte Tür sah.

»Tut mir leid«, sagte Michelle. »Aber dafür kann ich echt nichts.«

Gary machte auf dem Absatz kehrt. Sie hörte, wie er die Haustür aufriss und hinter sich zuknallte. Oben wachte die Kleine auf und fing an zu weinen.

»Löbe«, sagte Karl an der Tür. »Löbe.« Und er rannte mit erhobenen Armen, die Hände zu Klauen gekrümmt, grimmig brüllend auf sie zu.

Mark Divine war kurz vor einem Tobsuchtsanfall. Erst hatten sie ihm erklärt, er müsse leider draußen vor der Intensivstation warten, aber sie würden ihm auf jeden Fall Bescheid geben, sobald Mr Raju wieder bei Bewusstsein sei. Also hatte er draußen herumgehockt, auf dem niedrigen Stuhl eine Tortur mit seinen langen Beinen, und zugesehen, wie diverse Rajus unter Flüstern und gedämpftem Wehklagen hinein- und wieder herausgeführt wurden. Irgendwann machte er sich auf die Suche nach der Kantine und einer anständigen Tasse Tee. Kaum hatte er sich dort mit dem Nötigsten versorgt, kam die Stationschwester angelaufen.

»Ist er wieder bei Bewusstsein?«, fragte Divine. Neben

dem Plastikbecher mit dem Tee, der ihm beinahe Löcher in die Finger brannte, kämpfte er mit zwei Schokoladentörtchen und einem Zitroneneclair.

»Ah, Sie sorgen sich um Ihren Zuckerspiegel«, spottete die Schwester und musterte Divine mit hochgezogener Augenbraue.

»Nicht dass ich wüsste«, gab Divine hochnäsiger zurück.

Eines der Törtchen fiel zu Boden und rollte unter den nächsten Stuhl. »Keine Angst«, sagte sie, »das finden die Putzfrauen. Lassen Sie Ihre Sachen ruhig auf dem Tisch liegen, und kommen Sie mit.«

»Jetzt gleich, meinen Sie?«

»Sie wollen doch mit ihm sprechen?«

»Ja, aber –«

»Ihn befragen?«

»Ja.«

»Dann sollten Sie das vielleicht tun, bevor er in den OP gebracht wird.«

Divine biss einmal kräftig in das Zitroneneclair, nahm trotz des Risikos, sich die Zunge zu verbrennen, einen Schluck vom heißen Tee und folgte der Schwester zurück zur Station. Knackiger Hintern, dachte er, vielleicht haben die ja irgendwo in der Intensivstation einen Mistelzweig aufgehängt.

Als Resnick nach einer lebhaften halben Stunde mit dem Superintendent wieder in sein Büro kam, fand er in seinem Papierkorb ein großes Paket. Braunes Packpapier, gut verschnürt, in eine Plastiktüte gestopft. An die fünf Kilo, schätzte er, als er es in der Hand wog. In der Plastiktüte hatte sich eine kleine Blutpfütze gesammelt. Er hatte gar nicht gewusst, dass Lynn Kellogg schon wieder im Dienst war.

Die Protokolle zu den Ereignissen der vergangenen

Nacht, Nachrichten und Aktennotizen, Berichte über Festnahmen und Entlassungen, all das lag praktisch unberührt auf seinem Schreibtisch. Betrunkene Randalierer, ein halbes Dutzend Männer und eine Frau. Die meisten waren Resnick bekannt. Wahrscheinlich hatte man sie inzwischen verwarnt und wieder auf freien Fuß gesetzt. Sie würden unverzüglich weitertrinken, um sich für den Abend in Stimmung zu bringen. Schließlich war Weihnachten. Und war das nicht der Sinn von Weihnachten?

Im Dienstraum begannen zwei Telefone fast gleichzeitig zu läuten. Resnick blendete das Geräusch aus.

In Anbetracht der Möglichkeiten – die vielen teuren, schon verpackten Geschenke in den unbeaufsichtigten Wohnungen – war die Zahl der Einbrüche längst nicht so stark gestiegen, wie man hätte erwarten können. Trotzdem hatten sicherlich viele nach der Rückkehr von der Betriebsweihnachtsfeier, dem Ritual zweideutiger Witze und Anzüglichkeiten, nach Hause zurückgekehrt, um dann feststellen zu müssen, dass ihre Schätze geklaut worden waren. All die kostspieligen Symbole, die Status und Bewunderung sichern sollten, in weniger als einer Viertelstunde von flinken Händen entwendet.

Die Telefone klingelten weiter. Resnick stieß seine Bürotür auf, um irgendjemanden anzu herrschen, und sah, dass niemand da war. Ein Aktenschrank mit einer nur halb zugeschobenen Schublade, Becher mit Tee, der immer dunkler wurde, Schreibmaschinen und Computerbildschirme, alles verwaist. Resnick ging an den Apparat, der ihm am Nächsten war, meldete sich und bat den Anrufer zu warten, während er sich um das zweite Gespräch kümmerte. Einem Briefträger, mit dem Fahrrad unterwegs zum Zustellamt der Post an der Incinerator Road, war ein Taxi aufgefallen, das knapp vor ihm abgebogen und in Richtung Brücke gefahren war; er hatte die beiden Jugendlichen hinten im Wagen gut

erkennen können. Eine Frau, die mit einer Packung Zigaretten und einem Karton Milch aus einem Tankstellenshop trat, war von zwei vorbeirennenden jungen Kerlen beinahe umgerissen worden. Resnick notierte sich die Namen und Adressen und vereinbarte mit dem Briefträger, wann dieser auf die Wache kommen würde. In diesem Moment trat Lynn Kellogg rückwärts durch die Tür.

In der einen Hand hielt sie, wie er sah, als sie sich herumdrehte, zwei Sandwiches, in der anderen zwei Becher Filterkaffee, einer davon ohne Milch. Constable Lynn Kellogg war mittelgroß, kräftig gebaut, rosig und frisch. Sie war soeben aus dem Urlaub zurückgekehrt, hatte die Tage bei ihren Eltern in Norfolk verbracht, die eine Geflügelfarm besaßen.

»Mozzarella und Tomate«, sagte sie und reichte Resnick eine halb durchgeweichte braune Papiertüte. »Ich nehme an, Sie haben noch nichts gegessen.«

»Danke.« Er nahm den Deckel des Kaffeebechers ab und trank. »Ich dachte, Sie wollten erst am Nachmittag zurückkommen.«

Lynn schnitt ein Gesicht und ging zu ihrem Schreibtisch.

»Wie geht's zu Hause?«, erkundigte sich Resnick.

Lynn zuckte mit den Schultern. »Nicht allzu schlecht.« Sie schüttelte ein paar lose Salatblätter aus der braunen Tüte und stopfte sie in ihr Sandwich.

»Ich habe den Truthahn gefunden«, bemerkte Resnick mit einer Kopfbewegung zu seinem Büro.

»Gut.« Sie lachte plötzlich. »Aber es ist eine Ente.«

»Es würde mich interessieren ...«, sagte Divine, als er nach der Befragung genau im richtigen Moment aus dem Krankenzimmer kam, um Schwester Bruton auf dem Weg zum Medikamentenwagen abzupassen. Lesley Bruton – groß und schlank mit einer dunklen Mähne, die sich unter dem

Schwesternhäubchen kaum bändigen ließ –, so stand es auf ihrem Namensschildchen. »Wie gesagt, Lesley, mich würde interessieren ...«

»Was denn?«

»Wann Sie hier aufhören. Sie wissen schon, wann Sie Dienstschluss haben.«

»Ich habe schon verstanden.«

»Und?« Sie sah ihn mit einem Blick an, der einen sensibleren Menschen vernichtet hätte, und nahm ein Klemmbrett von ihrem Wagen. »Hey, das ist keine Anmache. Ehrlich nicht.«

Ihre Augen blitzten amüsiert. »Ach, soll ich Ihnen vielleicht bei Ihren Ermittlungen helfen?«

Was?, dachte Divine. Das fehlte gerade noch. »Nein«, sagte er, »es ist nichts Amtliches ...«

»Das habe ich mir fast gedacht.«

»Verstehen Sie, ich muss hierbleiben, bis er wieder auf Station gebracht wird. Raju, meine ich. Das kann – na ja, ich weiß nicht – Stunden dauern.«

»Kann sein, ja.«

»Und ich muss dringend noch ein Geschenk besorgen. Für morgen.«

»Etwas Besonderes, hm?«

Divine nickte mit Unschuldsmiene.

»Für eine Freundin?«

»So ungefähr, ja.«

»Unterwäsche vielleicht?«

Divine lächelte schief. Er geriet immer stärker ins Schwitzen.

»Schwarz und sexy?«

»Warum nicht?«

Sie sah ihn an, ohne etwas zu sagen. Abwartend.

»Es gibt da einen Laden«, erklärte Divine. »In der Passage hinter dem Rathaus. Eine echte Nobelboutique.«

»Kenne ich«, sagte Lesley Bruton. »Mein Freund kauft dort immer für mich ein.«

Mann o Mann, dachte Divine und fragte sich mit einem Blick auf ihre blütenweiße Tracht, was sie darunter anhatte.

Lesley strich mit den Händen über den Metallgriff des Medikamentenwagens. »Und Sie wollten mich fragen, ob ich da mal vorbeischauchen könnte, wenn ich hier fertig bin?«, fragte sie. »Um etwas für Sie zu besorgen. Für Ihre Freundin. BH und Höschen vielleicht. Oder ein Camisole Top? Vielleicht einen Body?«

»Genau. So was in der Art«, sagte Divine, der hoffte, ein Camisole Top sei so ein durchsichtiger Spitzenfummel, wie er ihn sich vorstellte.

»Vielleicht kann ich die Sachen ja auch gleich für Sie ausprobieren?«

»Gern.« Divine konnte sein Glück kaum fassen.

»Na klar.« Lesley fixierte ihn einen Moment, dann neigte sie sich ihm zu. »Träumen Sie weiter«, sagte sie und ging davon, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen.

Gary plagte sich seit fast zwei Stunden mit der Tür herum, länger, wenn man die Zeit mitrechnet, die er gebraucht hatte, um zu seinem Kumpel Brian hinüberzulaufen und sich anständiges Werkzeug auszuleihen. Michelle wusch in der Zeit eine zweite Ladung Wäsche, stillte Natalie und bereitete dann Fischstäbchen und Bohnen für Karl und einen Toast für sich selbst zu. Gary behauptete, er habe keinen Hunger.

Michelles Mutter hatte sie gebeten, am Nachmittag mit den Kindern vorbeizukommen, weil sie ihnen ihre Geschenke geben wollte, und Michelle war bereit, die Fahrt auf sich zu nehmen, auch wenn das bedeutete, zweimal umzusteigen, und das mit dem Kinderwagen. Ihre Eltern wollten am nächsten Morgen sehr früh nach Darlington aufbrechen,

um mit Michelles älterer Schwester Marie und deren Familie Weihnachten zu feiern. Sie lebten dort in einer Doppelhaushälfte, vier Zimmer, die sie bei einer Zwangsversteigerung spottbillig bekommen hatten.

»Michelle!« Garys Stimme.

»Ja?«

»Hilf mir doch mal.«

»Gleich.«

»Nicht gleich, jetzt.«

Das Teewasser würde gleich kochen, Natalie quengelte, Karl schrie im Wohnzimmer, und sie wusste nicht, was er wollte. Während der Tee zog, hatte sie eigentlich nachsehen wollen, ob genug Fruchtefüllung übrig war, um noch ein paar süße Pasteten für Weihnachten zu backen. Die letzten, die sie gemacht hatte, waren besser als alle gekauften gewesen.

»Michelle! Kommst du jetzt endlich?«

Seufzend schob sie den Teekessel auf die Seite. Durch die offene Wohnzimmertür sah sie, wie Karl aufs Sofa kletterte, um sich hinunterrollen zu lassen.

»Sei vorsichtig«, rief sie ihm im Vorbeigehen zu. »Sonst tust du dir weh.«

»Hier«, sagte Gary. »Halt da mal fest.«

»Wo?«

»Verdammt noch mal! Da, natürlich.«

Michelle drückte zwei Finger oben auf die Türangel und den Daumen von unten dagegen.

»Okay, jetzt zieh rüber, damit ich mit dem Schraubenzieher dran kann.«

Sie hörte ihn atmen, laut und stoßweise. Er hasste solche Arbeiten im Haus.

»Gut. Lass jetzt bloß nicht los. Halt fest und drück.«

Aus dem Haus hörte sie plötzlich lautes Geschrei und wusste, dass Karl gefallen war und sich weh getan hatte.